
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 143 Bydgoszcz, 25. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(10. Fortsetzung.) ———

Am vierten Tage seit dem Abmarsch von Concepcion gerieten die beiden Männer an einer Weggabelung in starken Zweifel über die einzuschlagende Richtung. Sie beschlossen, aufs Geratewohl den mehr nördlichen Weg zu wählen, aber bei der nächsten menschlichen Niederlassung genauere Erkundigungen einzuziehen. Jetzt konnten sie es ohne Gefahr tun, denn die stumpfsinnigen Eingeborenen dieser abgelegenen Dörfer würden kaum je als Zeugen gegen sie in Frage kommen.

Wenige Minuten später tauchte in großer Entfernung ein einzelner Mensch auf — in dieser verlassenen Gegend ein seltener Anblick. Sie beschlossen, ihn nach dem Wege zu fragen, was ihnen weit günstiger schien, als in einer Ortschaft durch solche Erkundigungen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Als der Mann näher kam, bemerkten sie, daß er ein Indianer war und daß er sich in einem gemächlichen Laufschritt fortbewegte. Plötzlich verlangsamte er seine Schritte, blieb endlich stehen, hockte sich am Wegrand nieder und begann zu essen. Es war deutlich zu erkennen, daß sein Verhalten nur ein Vorwand war, um die Fremden genauer betrachten und seine Neugier befriedigen zu können.

Da James Samyn kaum ein Wort spanisch sprach, ließ er den Mann durch Graf Labarray fragen, ob er jemals etwas von einem Rancho Paraiso gehört habe, der sechs Tagesreisen weiter nach Osten liegen solle.

Zur höchsten Überraschung der Reisenden machte der Indianer eine eifrig bejahende Bewegung mit dem Kopf, tippte mit dem Finger auf seine Brust und rief: „Ich Paraiso! Ich Paraiso!" — Es war klar, daß er meinte, er selbst gehöre zu den Angestellten jenes Ranchos.

„Eine schöne Bescherung!" stieß James ärgerlich hervor. „Jetzt haben wir uns ja einen feinen Belastungszeugen geschaffen."

„Daran ist nun doch nichts mehr zu ändern", meinte Tony. „Also können wir ihn nun auch gründlich ausfragen."

James stimmte zu: „Da hast du recht. Wir erfahren dann wenigstens, ob die beiden überhaupt noch auf dem Rancho sind und aus wieviel Köpfen das Personal dort besteht. — Erkundige dich also nach Señorita Jessie und Señor Carlos." — Es war das erstemal, daß James seinem Komplizen diese Namen nannte.

Es entspann sich nun eine lange und mühsame Unterhaltung, denn es erwies sich, daß der Indianer nur sehr mangelhaft spanisch sprach. Immer wieder verfiel er in sein heimatliches Guarani und schien nicht fassen zu können, daß die Männer diese Sprache nicht verstanden.

Aber schließlich erfuhren James und Tony doch alles, was sie erhofft hatten — und noch weit mehr: daß sie sich auf dem richtigen Wege nach dem Rancho befanden —, daß außer diesem Indianer nur noch sechs Männer und vier Weiber dort angestellt waren — daß Señor Carlos und Señorita Jessie beschlossen hatten, am vierten August den Rancho zu verlassen, um nach Concepcion zu reisen und von dort aus eine lange Reise anzutreten — daß der Indianer selbst aber als Eilbote vorausgeschickt worden war, um in Concepcion ein Telegramm aufzugeben. — Und auf die Aufforderung von James hin kramte der Indianer aus seiner Basttasche ein Blatt Papier hervor und zeigte es arglos.

James konnte — außer der Unterschrift „Jessie" — kein Wort von dem Inhalt des Telegramms entziffern, denn es war in Vandegrifts Geheimcode abgefaßt. Es gehörte aber nun keine große Phantasie mehr dazu, zu begreifen, daß Jessie ihrem Vater mit diesem Telegramm die Abreise nach Newyork meldete.

„Donnerwetter, da haben wir wirklich Glück!" sagte James zu Tony. „Wären wir nur ein paar Tage später abgereist, dann wären sie uns glatt entwischt."

Tony antwortete nicht sofort, sondern rechnete eifrig etwas an seinen Fingern aus. Dann sagte er: „Paß mal gut auf, alter Junge! Die ganze Reise von Concepcion nach dem Rancho oder umgekehrt dauert zehn Tage. Wir sind am fünften August von Concepcion aufgebrochen und die beiden, wie der Kerl sagt, am vierten vom Rancho. Wir müßten ihnen also morgen im Laufe des Tages begegnen — es sei denn, du hältst es für besser, wenn wir uns wo auf die Lauer legen und abwarten, bis sie kommen."

James überlegte ein Weilchen. Dann entschied er: „Vorläufig wollen wir ruhig weiterreiten, denn dieses offene Gelände scheint mir für unser Vorhaben nicht sehr geeignet. — Hoffentlich haben sie nicht zuviel Leute bei sich."

„Mit diesen Jammerlappen von Eingeborenen dürften wir kaum Schwierigkeiten haben", meinte Tony verächtlich, zog ein Silberstück aus der Tasche und warf es dem Indianer zu.

„Wir sollten den Kerl besser gleich erledigen", schlug James vor. „Er kann uns später nur unangenehm werden."

„Mit meiner Zustimmung jedenfalls nicht", erwiderte Tony kühl, aber ohne Schärfe. „Erstens bin ich kein Meuchelmörder, und zweitens halte ich ein solches Verfahren für höchst unzweckmäßig. Wenn wir den Burschen das Telegramm ruhig absenden lassen, sind wir ziemlich sicher, daß man für die nächsten Wochen keinen Verdacht schöpfen und keine Nachforschungen anstellen wird."

„Einverstanden!" stimmte ihm James bei. „Wo du recht hast, hast du recht."

Tony winkte dem Indianer zu, als Zeichen, daß die Unterredung beendet sei: „Hasta la vista!"

„Muchas gracias, Señor — muchas gracias!" rief der Indianer noch einmal, strahlend vor Freude über das unverhoffte Geldgeschenk, und trabte, seinen Dauerlauf wieder aufnehmend, davon.

Erst als er am westlichen Horizont verschwunden war, setzten James Samyn und Graf Labarray ihren Weg gen Osten fort.

8.

Der erste Verhandlungstag des Prozesses hat keine weiteren Zwischenfälle gebracht. Nur zwei Zeugen der Anklage sind noch verhört worden: Eddy Pick, der Generaldirektor der P.P.P. und Mr. Kennes, früher Gärtner bei Fernando und Sylvia Casilla.

Eddy Pick hat, zusammengefaßt, folgendes ausgesagt: „Ich weiß über die telephonische Drohung natürlich nicht mehr, als was mir Fernando und Sylvia Casilla damals mitteilten. Ich habe daraufhin, im Einvernehmen mit beiden, Sorge dafür getragen, daß Binnie, solange sie noch in Hollywood war, dauernd von Detektiven bewacht wurde. Die beträchtlichen Kosten der Überwachung hat meine Gesellschaft zur Hälfte getragen. Nach Beendigung des Films, den wir damals mit Binnie drehten, habe ich ihr einen Urlaub von mehreren Monaten bewilligt — vor allem, um das Kind für längere Zeit und möglichst weit von der Gefahrenzone zu entfernen, zugleich aber auch, um ihr eine ausgiebige Erholung zu gönnen, denn ich hielt streng darauf, daß Binnie nicht überanstrengt wurde. Es wurde weiterhin zwischen den Eltern und mir vereinbart, daß bei der P.P.P. niemand außer mir selbst den neuen Aufenthaltsort erfahren sollte. Ich erhielt dann, etwa zehn Tage nach Abreise der Familie, die neue Adresse in Bushy Hill bei Stockford und habe sie selbstverständlich streng geheimgehalten. An dem Verrat der Adresse an den Kidnapper trifft mich also nicht die geringste Schuld."

Dann hat der Gärtner Kennes in dem Zeugenstuhl Platz genommen. Das Ergebnis seiner redseligen und weinerlichen Aussage ist die Feststellung folgender Tatsachen:

Ende Mai 1928 waren Fernando, Sylvia und Binnie mit ihrem Chauffeur und Binnies Nurse per Auto von Hollywood abgereist, nachdem das Haus und das Personal der Oberaufsicht von Mr. Kennes unterstellt worden waren, da der Gärtner das besondere Vertrauen des Ehepaares Casilla genoß. Etwa zehn Tage nach dieser Abreise hatte Kennes einen Brief erhalten, in dem ihm Fernando Casilla die neue Adresse mitteilte — natürlich auch unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit. Kennes hatte sich nun die Adresse auf einem kleinen Zettel notiert, diesen in der Bibel versteckt und Fernandos Brief, der Sicherheit halber, vernichtet. Die für Mr. und Mrs. Casilla eintreffenden Briefe hatte er — so wie Fernando es angeordnet — alle paar Tage in einen großen Umschlag zusammengepackt und diesen an den Schofför adressiert, damit man auch auf dem Postamt den Aufenthaltsort der Familie Casilla nicht erfahren sollte. Er hatte das Geheimnis also streng gewahrt. — Daß seine Frau das Versteck der Adresse entdeckt hatte, das hatte er nicht geahnt.

John Salvini hat sowohl auf Picks als auch auf Kennes' Vernehmung völlig verzichtet und somit den Staatsanwalt Adams wieder jeder Möglichkeit zu eindrucksvollen Protesten und Scharmützeln beraubt. Und Peter Roland hat die ganze Zeit über mit so unbeweglicher Miene dagesessen, als gehe ihn dieser ganze Prozeß überhaupt nichts an.

So hat der Schluß des ersten Verhandlungstages die Sensationslust von Presse und Publikum bitter enttäuscht.

Aber Salvinis Passivität hat damit ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. So wird sich noch in einem Grad zeigen, der nicht nur die Presse und das Publikum, sondern sogar die Geschworenen und den Richter verwirren und empören muß.

*

Am nächsten Morgen, eine halbe Stunde vor Beginn der Verhandlung, betritt Salvini die Gefängniszelle seines Klienten. Peter sitzt, schon fertig angezogen, auf dem hölzernen Bänkchen, liest eine Zeitung und raucht eine Zigarette dazu. Um seine Handgelenke schließen sich die stählernen Bänder, die mit einer Kette verbunden sind.

„Guten Morgen, Roland — gut geschlafen?" begrüßt ihn der Anwalt und schüttelt ihm die Hand so kräftig, daß die Kette klirrt.

„Danke, Salvini — ausgezeichnet — gut geschlafen und gut gefrühstückt. Mein lieber Jonny und der Wärter sorgen für mich wie die Amme für ihren Säugling — natürlich nicht zu wörtlich zu nehmen. Schade nur, daß diese verdammte Kette nicht ein bißchen länger ist. Dann könnte ich meine Morgengymnastik auch noch auf Seilspringen ausdehnen."

„Sie lesen wohl die Prozeßberichte?" fragte Salvini und deutet auf die Zeitung.

„Ja — und ich muß sogar gestehen, daß ich mich etwas geärgert habe — nicht über die Berichte, aber über das Bild hier." — Peter zeigt auf die Fotografie, die jener geistesgegenwärtige Reporter in dem Augenblick von ihm gemacht hat, als er, seine Beherrschung verlierend, der Zeugin Inez Brown „Lügnerin!" zurief. — „Wenn man dieses Bild betrachtet, muß man doch an meine Schuld glauben! Ich finde es unfair — nein: hundsgemein von den amerikanischen Zeitungen, so etwas zu veröffentlichen!" Peter macht eine verächtlich abtuende Handbewegung. Dann fragt er: „Sind noch immer keine neuen Nachrichten gekommen?"

„Was für Nachrichten meinen Sie?"

„Aus Paraguay."

„Nein, nichts Neues."

„Haben Sie durch Vandegrift meine Bestellungen an . . . an Carlos weitergegeben?"

„Ja . . . ja, natürlich."

„Sie sagen das so zögernd."

„Ich habe Ihre Bestellungen weitergegeben, aber Vandegrift hat sie nicht mehr nach Paraguay schreiben können, weil . . . ich denke, es ist das beste, ich sage Ihnen die Wahrheit: weil Carlos und Jessie schon längst den Rancho verlassen haben und bald hier eintreffen werden."

Sekundenlang starrt Peter den Anwalt sprachlos an. Das Blut ist ihm plötzlich aus dem Gesicht gewichen. Endlich sagt er, nur mit Mühe einen Zornesausbruch unterdrückend: „Das ist gegen jede Abmachung! Wozu dann dieses ganze Theater — dieser ganze widerliche Prozeß — diese Mühen und . . ."

„Roland, hören Sie mich doch erst einmal in Ruhe an!" unterbricht ihn Salvini. „Es war eine unbedingt notwendige Sicherheitsmaßnahme. Der Ausgang des Prozesses zu Ihren Gunsten ist durchaus nicht hundertprozentig sicher. Das Beweismaterial gegen Sie ist erdrückend. Wir müssen doch im äußersten Notfall in der Lage sein, unseren Trumpf sofort ausspielen zu können."

„Und ich sage Ihnen, daß es ein Wahnsinn ist, was man da gemacht hat! Wie leicht kann durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder einen unglücklichen Zufall — sei es auf der Reise oder in Newyork selbst — die Wahrheit zu Sylvias Kenntnis kommen! — Die Polizei der ganzen Welt hat bis auf den heutigen Tag mein Versteck nicht entdecken können — und nun wird es freiwillig aufgegeben!!"

„Roland, Mensch, begreifen Sie doch, daß es um Ihr Leben geht!" Salvini packt den aufs höchste Erregten bei den Schultern. „Vandegrift ist doch kein Kind. Er wird jede nötige Vorsicht walten lassen."

Aber Peter Roland läßt sich nicht beruhigen. „Nein, nein, Sie können sagen, was Sie wollen — zu dieser Maßnahme wäre nach einer Verurteilung noch immer Zeit gewesen!"

„Mein lieber Freund, vom Todesurteil bis zum elektrischen Stuhl ist manchmal ein sehr kurzer Weg. Eine bloße Behauptung der Verteidigung ohne Beweis könnte unter Umständen als Grund zur Aufschiebung der Hinrichtung glatt abgelehnt werden. Und außerdem möchte ich Ihnen noch sagen, daß auch Carlos bei dieser Reise eine Rolle gespielt hat. Nur mit äußerster Überredungskunst hatte ihn Jessie bis dahin zurückhalten können. Hätte Vandegrift nicht endlich Order zur Abreise gegeben, wäre Carlos auf eigene Faust aufgebrochen."

In diesem Augenblick wird das Gespräch unterbrochen. Die Zellentür öffnet sich. Jonny tritt ein und ruft:

„Hallo, Peter! Der zweite Akt beginnt in einer Viertelstunde. Beeilen wir uns, daß wir noch gute Plätze bekommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Angst vor der Maus.

Von Siegfried von Vegesack.

Es ist doch merkwürdig: viele Menschen, besonders Frauen, haben vor einer Maus eine unüberwindliche Angst, ja geradezu ein Entsetzen. Man nimmt das nur halbwegs gebändigte Raubtier — die Katze — zärtlich auf den Schoß, streichelt liebevoll den gezähmten Wolf — den Hund — aber vor der winzigen Maus läuft man kreischend davon! Und dabei hat noch niemals eine Maus jemand gekratzt, gebissen, angefaucht oder auch nur leise angeknurrt. Höchstens wispert oder piepst mal eine Maus, aber das tut sie nur ganz für sich, zu ihrer eigenen Unterhaltung. Jedenfalls habe ich noch nie gehört, daß eine Maus einen Menschen angepiepst hätte.

Woher also diese krankhafte Angst, dieses lächerliche Entsetzen vor dem harmlosen, winzigen Geschöpf? Vielleicht weil es meist so unerwartet, so plötzlich da ist — und ebenso plötzlich wieder verschwindet. Weil die Maus unter dem Fußboden, hinter den Wänden, über der Decke im Unsichtbaren haust und nicht brav in einem Körbchen schnurrt oder auf einem Strohsack zusammengeringelt daliegt! Aber das ist doch schließlich nicht ihre Schuld. Noch nie hat man ihr eine solche Schlafstätte angeboten, und wenn man etwas für sie aufstellt, dann sind es diese heimtückischen Fallen, die sie mit Speck anlocken, um — schnapp — ihren kleinen Spitzkopf zu zerquetschen . . .

Schon als Junge hatte ich eine besondere Vorliebe für Mäuse. Ich hielt mir — zum Schrecken aller Miteinwohner — zwei schneeweiße Tierchen mit roten Augen, Hans und Grete, führte sie sogar in meinem Ärmel oder in der Hosentasche spazieren und liebte es, wenn ältere Damen mir begegneten, sie hervorzuholen und auf meiner Schulter umherklettern zu lassen. Auch unser guter Hausarzt ließ einmal entsetzt sein Hörrohr fallen, als er sich über mich beugte, um mich zu beklopfen und plötzlich zwei weiße Mäuse unter der Bettdecke hervorschauten.

Leider vermehrten sich aber Hans und Grete derartig, daß ich mich schließlich doch von ihnen trennen mußte. Aber eine Zuneigung zu diesen Geschöpfen habe ich seitdem behalten — und das scheinen sie zu merken. Denn jetzt . . . Wenn das so weiter geht . . . . Nein, so geht das in keinem Fall weiter. Auch die größte Mäuseliebhaberei hat schließlich ihre Grenzen: ich habe mir eine Falle erstanden. Aber was habe ich alles durchgemacht, bis ich mich zu diesem grausamen Entschluß aufraffte!

Seit über zwanzig Jahren bewohne ich einen alten Raubritterturm, der aus dem 12. Jahrhundert stammt und dessen Einwohner — Asseln, Spinnen und Mäuse — ihre Ahnenreihe auf die Zeit der Hohenstaufen zurückführen können. Es handelt sich also um ganz besondere, hochfeudale Burgmäuse, die mit ordinären Hausmäusen überhaupt nichts zu tun haben. Die ersten Jahre hielten sie sich vornehm zurück, tauchten wohl dann und wann auf, veranstalteten nachts auf dem Dachboden erstaunlich geräuschvolle Wettrennen oder sonstige sportliche Übungen — es donnerte so, daß man ihr Getrampel durch mehrere Stockwerke hören konnte — lebten aber im übrigen sehr zurückgezogen und gingen ihre eigenen Wege, ohne von uns Menschen viel Notiz zu nehmen.

Nun bin ich einige Jahre weggewesen, das Haus stand lange leer, und als ich im Herbst zurückkam und seitdem allein den Turm bewohne, mußte ich feststellen, daß die Mäuse sich inzwischen unglaublich vermehrt und die Herrschaft im Hause völlig an sich gerissen haben. Sie sind frech und aufdringlich geworden, tun so, als ob der Turm ganz allein ihnen gehöre (von ihrem Standpunkt haben sie vielleicht auch recht!), und werden mit jedem Tag, richtiger jeder Nacht, immer dreister.

Ich will nichts dagegen sagen, wenn sie am hellichten Tag, wie neulich in der Bibliothek, während ich am Schreibtisch sitze, zwei Schritt vor mir, auf dem bunten Dielenläufer seltsame Tänze aufführen, auf zwei Beinen umherhüpfen und sich in der Sonne balgen. Das sieht sogar sehr lustig aus und stört mich nicht im geringsten. Auch daß sie in meine Schubfächer eindringen, alte Manuskripte annagen und überall ihre schwarzen Kügelchen ausstreuen, mag noch hingehen — es sind eben Nagetiere, und wenn sie an meinen alten Manuskripten Geschmack finden, rührt mich dies, und ich will es ihnen nicht verwehren.

Muß es aber wirklich sein, daß sie Nacht für Nacht auf dem großen runden Tisch, dicht neben dem Diwan, auf dem ich schlafe, einen Höllenspektakel machen, sich die Walnüsse, die dort noch von Weihnachten auf einer Schale liegen, herausholen und mit tollem Gepolter hin und her rollen? Knipse ich dann das Licht an, wird es noch schlimmer, denn, geblendet von der großen, über dem Tisch hängenden Lampe, bleiben sie gebannt im grellen Lichtkreis und wagen nicht den Sprung vom Tisch ins Dunkel. Da hocken sie nun und blinzeln mit entsetzten korinthenkleinen schwarzen Augen in die so plötzlich über ihnen aufgegangene Sonne. Was soll ich nun anfangen? Sie mit dem Lineal totschlagen? Das bringe ich nicht fertig. So fuchtel ich nur beschwörend mit dem Lineal in der Luft, rede ihnen freundlich zu, meinen Tisch zu verlassen. Aber sie laufen nur auf die andere Seite, hinter die große Vase mit den Tannenzweigen, und laufe ich nun um den runden Tisch ihnen nach, flitzen sie wieder nach vorn und suchen Schutz bei der holzgeschnitzten Madonna, die dort, ihren Knaben auf dem Arm und die Strahlenkrone auf dem Haupt, verwundert dem Treiben zuschaut.

So rennen wir eine Zeitlang immer in der Runde, und da ich den weiteren Umweg rund um den Tisch zurücklegen muß, sind die behenden Tiere im Vorteil. Endlich entschließen sie sich doch, das Feld zu räumen, hüpfen von der Madonna auf den Ohrenlehnstuhl, von dort auf den Fußboden, und sind verschwunden.

Aber in der nächsten Nacht sind sie wieedr da und treiben es toller denn je: werfen die Walnüsse vom Tisch herunter und kullern sie polternd von einer Ecke zur andern durch das ganze Zimmer. Es macht den Eindruck, als spielten sie Fußball.

Da kam mir ein rettender Gedanke: ich knackte ein paar Nüsse auf, und nun hatte ich Ruhe. Die aufgeknackten Nüsse rollten nicht mehr, und die Mäuse hatten für längere Zeit was zum Knabbern. Das tat ich nun jeden Abend: die Nachtruhe ist ein paar Walnüsse wert. Aber die Kunde von den aufgeknackten Nüssen muß sich mit Windeseile im ganzen Turm herumgesprochen haben, denn jede Nacht stellten sich immer mehr Mäuse ein, und mit dem Schlaf war es für mich endgültig vorbei.

Und jetzt — ich muß es gestehen — wurden mir diese dreisten Geschöpfe wirklich etwas unheimlich. Irgendwo ist doch mal jemand, auch in einem alten Turm, von Mäusen aufgefressen worden. Ja, ich bekam Angst vor diesen kleinen Tieren! Außerdem wollte ich schlafen. Und so habe ich mir eine Falle erstanden und sie schweren Herzens in der Ecke, hinter dem Bücherregal, aufgestellt. Leider keine Morgensternsche Falle, in die man die guten Tiere geigend hineinlockt, um sie dann in den Wald zu fahren und dort los zu lassen — nein, ein ganz simples Mordinstrument von grausamer Wirkung . . .

Vor ein paar Tagen habe ich die einundzwanzigste Maus zur Strecke gebracht. Es waren Mäuse aller Größen und Arten: fette, graue Hausmäuse, magere, braune Feldmäuse, winzige Spitzmäuse, die mit ihren seltsamen rüsselartigen Nasen wie mikroskopisch kleine Elefanten aussahen, und die letzte, einundzwanzigste war riesengroß, mit einem rötlichen Pelz, fast wie ein kleiner Fuchs.

Es war schlimm, sehr schlimm und herzbeklemmend, sich das alles anzuhören: das Rascheln unter dem Bücherregal, das Knabbern und Schmatzen am Speck und dann das gräßlich knallende „Schnapp" der zuschlagenden Falle, dem nur noch ein hilfloses Strampeln und Zucken folgte, das immer schwächer wurde, bis es ganz verstummte. Angenehm war das nicht, und schlafen konnte ich erst recht nicht.

Nun habe ich die Falle wieder fortgetan — aber es ist still geblieben. Die Mäuse kommen nicht mehr. Sie meiden mich und wollen nichts mehr von mir wissen. Was ja auch begreiflich ist. Und jetzt — vermisse ich sie! Diese Totenstille im alten Gemäuer bedrückt mich. Die Mäuse waren doch wenigstens kleine lebendige Hausgenossen, auch wenn sie mit den Walnüssen Fußball spielten. Erst jetzt bin ich ganz allein.

Aber so geht es wohl immer: erst aus der Entfernung, wenn man allein ist, wird man wieder zum Menschen- und Tierfreund! Angst vor Mäusen — lächerlich! Solche liebe, entzückende Tierchen — jetzt, wo sie nicht mehr da sind.

Schallplatten-Donner.

Die ganze Welt klingt uns im Ohr!

Von Eckart Klein.

In der ersten Zeit des Rundfunks hatten es die Funkingenieure und -regisseure nicht leicht, die zu den Sendespielen gehörenden Geräusche so nachzuahmen, daß der Hörer am Lautsprecher die beabsichtigte Illusion richtig zu deuten vermochte. Die Erzeugung künstlichen Donners machte damals ebensolche Schwierigkeiten wie das Rauschen des Meeres oder das Krähen eines Hahnes.

Es gab eigens Geräuschemacher, die es nicht leicht hatten und viele Versuche anstellen mußten, um die gewünschten Geräusche hervorzurufen. So wurde z. B. das Eismeer nachgeahmt, indem man Weinflaschen in einer mit Wasser gefüllten Wanne mehr oder weniger stürmisch bewegte. Im Laufe der Zeit sammelte man allerhand Erfahrungen. Eine große Anzahl der seltsamsten Hilfsmittel stand dem Geräuschemacher schließlich zur Verfügung.

Diese Zeiten sind schon seit Jahren vorüber. Einmal ist man von der anfangs übertriebenen Verwendung akustischer Kulissen abgekommen, es hat sich herausgestellt, daß man diese nur sehr sparsam verwenden darf; und sodann ist an die Stelle der mühsamen und doch nicht immer naturgetreuen Nachahmung die auf Platten gebannte Wirklichkeit getreten.

Jedes Funkhaus verfügt heute über Tausende von Schallaufnahmen der verschiedensten Art und aus aller Welt. Das größte Schallplattenarchiv befindet sich jedoch im „Haus des Rundfunks" zu Berlin. In seinem Keller ruhen mehr als 100 000 Platten. Man kann wohl sagen, daß es bei weitem das größte Lautarchiv der Welt ist. Das gesamte Plattenmaterial gliedert sich in verschiedene Gruppen. Außer Musikplatten gibt es solche mit historischen Ereignissen, Reden berühmter und bekannter Männer, deutschen Dialekten, europäischen und überseeischen Mundarten, Tierstimmen, Naturlauten sowie sämtlichen zu Hörspielen benötigten Geräuschen.

„Der treue Husar" des Papageien.

Beim Durchblättern des reichhaltigen Kataloges findet man nicht nur Gewitter mit Regen, diverse Blitzeinschläge und Erdbeben, sondern auch Vogelgezwitscher, Bienensummen, Grillengezirp, Papageien, Hähner, Löwen, Tiger, Affen und alles mögliche sonstige Getier. Von den meisten Geräuschen und Lauten gibt es eine ganze Anzahl Platten. Man kann auch sehr ausgefallene Sachen und miteinander kombinierte Geräusche finden; etwa den „treuen Husar" von einem Papagei gesungen oder „Nachtigallenschlag mit fernem Autohupen und Hundegebell". Unserem technischen Zeitalter entsprechend sind natürlich Maschinengeräusche aller Art besonders zahlreich vertreten. Einige davon: Schreibmaschinengeklapper, Rennautos, Flugzeuge, Minen- und Granatenexplosionen, Nebelhörner, Sirenen, Preßlufthämmer, Lokomotiven, Fördermaschinen, Pressen, Dampfhämmer, Gesteinsbohrer.

Eine umfangreiche Sammlung bilden die Platten beinahe sämtlicher deutschen Kirchenglocken. Die Münchener Frauenkirche befindet sich neben dem Berliner Dom, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche neben dem Ulmer Münster, der Kölner Dom neben dem Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche.

Selbstverständlich ist auch der Mensch als Geräuscherzeuger reich vertreten. Schreiende Babys sind nicht nur einzeln, sondern auch im Säuglingsheim zu haben; die Erwachsenen mit dem Lärm der Frankfurter, Hamburger und anderer Börsen. Die Fischauktion liegt neben der Berliner Untergrundbahn, das Sechstagerennen über dem Rummelplatz. Schier unendlich könnte die Aufzählung fortgesetzt werden.

Das Schallarchiv beherbergt auch die seltsamsten Geräusche, so z. B. den Herzschlag des Menschen in jedem gewünschten Tempo, als wissenschaftliche Studienaufnahmen. Man kann sogar tatsächlich das Gras wachsen hören. Vieltausendfach verstärkt klingen die Lebensvorgänge einer Pflanze aus dem Lautsprecher; zaghaft wimmernd, dann stärker werdend und wieder aussetzend, wie Schmerzensschreie anzuhören.

Weltereignisse — gesammelt!

In der Welt einmalig ist wohl die Lautsammlung aktueller und zeitgeschichtlicher Ereignisse des Berliner Funkhauses. Über die eigentlichen Aufgaben des Rundfunks hinaus hat man es sich dort zum Ziele gesetzt, der Nachwelt ein getreues akustisches Bild der Gegenwart zu übermitteln.

Des Führers große Reden sind ebenso von der Platte festgehalten wie die Stimmen aller bekannten und führenden Männer des neuen Reiches, historische Reichstagssitzungen, Maifeiern und Parteitage. Die Botschaft des Präsidenten Hoover hat eine Ansprache Mussolinis zum Nachbarn. Platten Rosenbergs, Eckeners, Gerhart Hauptmanns, Furtwänglers, Piccards und fast sämtlicher anderen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Führer der Gegenwart aller Länder werden späteren Generationen einmal einen so lebendigen Einblick in unser so überaus reichhaltiges Zeitalter gewähren, wie es durch Wort und Bild allein niemals möglich wäre.



Bunte Chronik



Das treue Kaninchen.

Man hat vor einiger Zeit wilde Kaninchen zum erstenmal gekennzeichnet, um zu ermitteln, ob die Tiere wandern oder dem von ihnen gewählten Aufenthaltsort treu bleiben. Nach Jahresfrist stellte sich, wie G. Niethammer beobachten konnte, heraus, daß sich die wiedergefundenen oder geschossenen Tiere nicht mehr als 50 bis 100 Meter von ihrem Markierungsort entfernt befanden. Etwa einen halben Kilometer von ihrem Wohnbau ausgesetzte Kaninchen hoppelten ebenfalls den Weg „zur Heimat" zurück. Damit ist die Ortstreue dieser Tiere erwiesen!

Butter — 25 Jahre alt!

Schon seit einer langen Reihe von Jahren werden Versuche unternommen, die sich mit der Lagerfähigkeit der Butter beschäftigen. Dabei hat sich gezeigt, daß ganz allgemein für alle Fette der völlige Abschluß von Licht und Luft erste und wichtigste Voraussetzung für eine dauernde Konservierung ist. Es stellte sich heraus, daß sich eine Butter, die 25 Jahre lang unter Luft- und Lichtabschluß aufbewahrt wurde, im Geschmack kaum von einer drei Wochen alten Butter unterschied. Solche Möglichkeiten der Konservierung darf man gewiß als überaus zufriedenstellend bezeichnen . . .



Lustige Ecke





„Ja, wissen Sie, das macht mein Mann immer, wenn er glaubt, daß die Gäste aufbrechen können!"

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.